

Sonntags-Blatt.

Beilage des „Anzeiger und Herold“

J. P. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Rebr., den 12. November 1897.

No. 10, Jahrgang 18.

Müssen sie sich kriegen?

Humoreske von G. von Nevegow.
In der vierten Etage lag das Stübchen der jugendlichen Schriftstellerin, die mit zusammengepreßten Lippen vor ihrem Pulte stand und die düsternen Blide über die ärmliche Einrichtung der Mansarde schweifen ließ, während die Hände nervös einen Brief zerknitterten. Selbstredend war es der Brief eines Redacteure, denn welche andern Briefe würde wohl eine junge Schriftstellerin empört zerknittern! Und empört war Helene, hatte sie doch der Redacteur an ihrer empfindlichsten Stelle verwundet! Nicht ihren Stil griff er in seinem Briefe an, den fand er glänzend; nicht das Sujet, er hielt es für anziehend; nur das Ende paßte ihm nicht. Deshalb hatte er ihre Novelle zurückgeschickt mit der kurzen Notiz: „Es thut mir leid, Fräulein, Ihre Arbeit nicht so in's Feuilleton aufnehmen zu können; bitte, ändern Sie den Schluß der Novelle, die zu tragisch endet; die beiden Liebenden müssen zusammengebracht werden!“
Helene lachte kurz. „Als ob sich in Wahrheit alle Liebenden fänden, als ob sie sich einander bekämen!“ Bei dem Gedanken hing ihr sonderbarer Weise eine heiße Röthe bis dicht unter die schwarzen Haarwellen. „Und“, neben sie den Faden ihres Gedankenmonologs wieder auf, „Fräulein nennt er mich! Fräulein — so ruft er des Abends beim Bier jede Kellnerin. Als ob ich nicht meinen ehrlichen alten Namen hätte! Aber so find diese Bücherwürmer alle, ohne Schluß, ohne Rücksichten. Die Ansicht anderer Menschen gelten zu lassen, fällt ihnen schon gar nicht ein. O nein, niemand darf überhaupt ein eigenes Urtheil haben, wo bleiben denn sonst die Herren Zeitschriftreiber und Recensenten!“ Helene Hilbrand dachte sich dergestalt in ihren heiligen Zorn hinein, daß sie den Beschuß faßte, selbst zum Redacteur zu gehen und ihr Recht zu verfechten. Sie schloß sorgfältig ihr Pult, büsterte ihr abgetragenes Jaquet rein, setzte den Hut auf und wanderte mit ihrer Novelle auf die Redaction, wo sie sich beim Chefredacteur melden ließ und auch sogleich vorgelesen ward.
„Guten Tag, Fräulein“, sagte dieser, ohne sich umzudrehen, „bitte, wollen Sie Platz nehmen, ich stehe gleich zu Ihrer Verfügung.“
„Empförend!“ meinte Helene und setzte sich so, daß sie ihm nun ihrerseits den Rücken zuwandte: „Similia per similia curare“, dachte sie. „Wie leicht hat der Mann doch noch so viel Gräbe in seinem abgenutzten Recensentenhirn, daß er für stumme Opposition ein Auge hat!“ — Sie nahm ihre Novelle und vertiefte sich in das Wort, daß die Redaction, den Zweck, der sie hergeführt, und den feindlichen Redacteur vergebend. Dieser aber war nach Verlauf weniger Minuten mit dem ihm vorliegenden Arbeit fertig geworden und hatte zu seiner geheimen Belustigung seine Gegnerin noch in der angegebenen Stellung vorgefunden. Den schönen dunklen Kopf auf die eine Hand gestützt, mit der anderen Seite um Seite wendend, gab das schlauke graziöse Mädchen, wie es halb in den Stuhl zurückgelehnt saß, ein reizendes Bild, und Doctor Schelm, der seinen Namen in der That nicht unwohl führte und immer in der Laune war, ein Schelmensstück zu improvisiren, freifte rasch, um durch deren Inzornende Laute die Träumerei nicht aufzubrechen, seine Lachschube von den Füßen, schlich zu seinem Bücherregal, wo er seine Handcamera immer parat liegen hatte, wandte sich nach Helene Hilbrand um, stellte sich in Postur, und „Alapp!“ war ihr Contentis genommen. Helene fuhr empor, sah empört nach dem übermüthigen Feinde; dann gewahrte sie, halb chokirt, halb belustigt, die Trausendenden Strümpfe des Redacteure, dem nicht Zeit gelieben war, noch vorher in seine Lachschube zurück zu schlüpfen.
Helene war ein ästhetisch angelegtes Mädchen, das an Gegenstand zu ihrem feinen ästhetischen Gefühl die Natur ein lebhaftes Verständnis für Humor mitbrachte; deshalb, deshalb, daß sie auch im Augenblick das Beste, was ihr zu thun übrig blieb, sie amüsierte sich über den Mann, der da mit so verblüffter Miene in Strümpfen vor ihr stand.
Doctor Schelm zitterte, während er sie höflich zum Sitzen einlud, hinter seinen großen Sorgenstuhl, scheinbar um diesen umzudrehen und zu Helene hinzuschauen, in Wahrheit aber um in seine Lachschube zu schlüpfen.
„Entschuldigen Sie“, sagte Helene trocken, „ich ahnte nicht, daß ich Sie bei der Toilette höre.“
Doctor Schelm erröthete. „Ich habe ganz und gar nichts zu entschuldigen, Fräulein“, ... Hilbrand, wenn ich bitten darf,“ ergänzte Helene trocken.
„Ach... nein... diese Familiarität würde ich mir niemals erlauben,“ erwiderte der Doctor mit einem schwer

unterdrückten Lachen. „Wie konnte ich eine Dame so kurzweg Hilbrand rufen, das wäre doch fleißig!“
In Helene lachte es; sie fühlte, daß er sich bereits des bekannten Fehlers, den sie selbst als Recensent geübt hatte, bewußt war ihre Arbeit bezeichnet; sie selbst als neuer Stern genannt, als ein hervorragendes Talent. Helene griff sich an die Stirn. Trieben denn diese Recensenten Spot mit ihr? Warum solch ein Aufhebens? Sie wußte wohl, daß ihre Arbeit gut gelungen war, aber sie hatte Selbstkritik genug, um beurtheilen zu können, daß die Ueber-schwenglichkeit der Recension mit ihrer Leistung nicht im Einklang stand, deshalb nahm sie das gedruckte Feuilleton zur Hand, um es neben den Kritiken zu prüfen. Aber was stand denn da auf dem Papier? Wohl ihre Novelle, jedoch nicht mit dem von ihr verfaßten Ende! Letzteres war düster gewesen, herbe; dieses war mit fühner Wendung zu einem harmonischen Schluß gebracht worden; sie hatten sich doch getriegt, die Liebenden, getriegt gegen Helens Willen und innere Ueberzeugung. — Und Helene Hilbrand? — Sie legte den schönen Kopf auf das Pult und meinte!
Welche Schande hatte der Redacteur ihr angethan! In welchem Betrug hatte er ausgeführt! Nicht bloß, daß er sie wie ein Kind behandelte, dem man scheinbar den Willen thut, um es zur Ruhe zu bringen; nein, er hatte sein Machwort unter ihrer Flagge in die Welt geschickt, hatte sie schwer in ihrer schriftstellerischen Ehre getränkt — das war absehblich; nein, das wollte sie sich nicht gefallen lassen! Ihre neue Arbeit wollte sie zu einer anderen Redaction tragen, und das Geld für diese Novelle wollte sie nicht nehmen, nein, ganz gewiß nicht! Es hatte ja, Gott sei Dank, ihrer Feder bisher nicht an Abnehmern gefehlt; sie würde wohl noch bei Anderen Arbeit finden, als bei diesem absehblichen Doctor Schelm! —
So war's denn gekommen, daß sie ihre neue Novelle in eine andere Redaction getragen hatte und sie, dank den brillanten letzten Kritiken, gut honoriert bekam. Dann ging sie auf Ferien über Land; in ihrer alten Redaction ließ sie sich nicht mehr sehen.
Als Doctor Schelm von seiner Mitarbeiterin nichts mehr sah und hörte, wurde es ihm wohl unbehaglich zu Sinn; aber er tröstete sich mit dem Gedanken, daß sie auf Ferien sei, schickte ihr das Honorar für ihre Novelle an die alte Adresse, in der Hoffnung, daß die Post ein weiteres thun werde, und dann versuchte er, sich zu zerstreuen. Aber es ging doch nicht, namentlich der Verdruss darüber, daß plötzlich in seiner Concurrenzzeitung eine Novelle von Helene Hilbrand erschien, ließ ihn nicht recht zur Zerstreung kommen; ganz außer allem Spas war es ihm, als der Postbote nach einigen Tagen die Geldsendung zurückbrachte mit dem Vermerk: „Annahme verweigert!“ Also Arbeit sollte zwischen ihnen sein; sie wollte nichts mehr von ihm annehmen, so gekränkt hatte sie sein Schelmensstück.
Schelm, Schelm, was fast Du angeht?“ tief der Redacteur wie verzweifelt, nachdem der Postbote die Redaction verlassen hatte. Und dann lief er in dem Zimmer auf und ab, wie ein Tiger, der darauf wartet, sich auf seine Beute stürzen zu können. Von nun an konnte er keine Nacht mehr schlafen, das Essen war ihm zuwider, Fieber stellte sich ein, und als er schließlich den Arzt holen ließ, hatte er eine regelrechte Gelbfucht mit allen ihren privaten Annehmlichkeiten. Allen, die ihn fragten, gab er als Grund seiner Erkrankung Ueberarbeitung und Veger in seinem Beruf an. Auf den dringenden Rath des Arztes packte er dann endlich seinen Koffer und ging auf Sommerfrische. Dort in der Stille des Landlebens hoffte er seine Grillen los zu werden. Aber was kann der Mensch gegen das Geschick, was nützt es ihm, sich darüber aufzulehnen? Was nützt es einem gelbfüchtigen Redacteur, auf Sommerfrische zu gehen, wenn er dort — durch Zufall oder Fügung — Zimmernachbar seiner Mitarbeiterin wird?
Während der ersten acht Tage merkten beide nichts von einander, denn Doctor Schelm war zu krank, um das Zimmer zu verlassen, und in der zweiten Woche bemerkte es nur der unglückliche Schelm; denn Helene die ihm begonnene, erkannte in dem orangefarbenen Mäulchen nicht den bösen Doctor, der sie so tief getränkt. Wohl erinnerten sie des Mulatten Züge merkwürdig an ein bekanntes Gesicht, wofür sie schließlich dahinter, daß sie durch den Orangefarbenen an Doctor Schelm erinnert wurde, aber die Farbe des neuen Zimmernachbarn setzte sie über alle Sorgen hinweg.
Zuerst hatte sie ihn erstaunt angesehen; dann hatte sie sich nicht weiter um ihn bekümmert, schon der unangenehme Nebenlichter will, und war ihm stetig ausgewichen, bis nach Verlauf von vierzehn Tagen ihr im Walde ganz unerwartet der nunmehr weiße Doctor Schelm entgegentrat. — Ar-

mer Schelm! Hatte er vermöge der Gesichtsfarbe wieder das Ansehen eines Kaufmanns gehabt, so verwandelte ihn diese Begegnung, die er sehr vermuthlich selbst gesucht, zum Gespenst; denn als er grüßend den Hut zog und vor Helene stehen blieb, war sein Gesicht von geistlicher Blässe bedeckt, der Hut zitterte in seiner Hand.
Auch Helene war erleichtert. Sie hatte ihn sehr wohl erkannt, den Feind, um dessen Willen sie die Stadt verlassen und um den sich sonderbarer Weise seit ihrem schmerzlichen vollzogenen Bruch all ihre Gedanken drehten.
Da stand er vor ihr auf schwankem Stege, unter ihnen der rauschende Waldstrom, über ihnen blauer Himmel und goldener Sonnenschein, am sie der grüne Wald, bunte Blumen und singende Vögel. Hätte Helens Herz nicht so laut geklopft, so hätte sie sich der zauberhaften Umgebung bewußt werden müssen, aber für sie verfant in diesem Moment alles, wie in graue Nebel; sie fühlte nur mit unschreiblichem Bangen, daß jetzt ein Gewitter ausbrechen würde. Der erste, der sich zu einem Wort auftrafte, war Doctor Schelm. Er stand immer noch mit gezogetem Hute und gesenktem Haupte, sein Blick suchte bittend den ihren.
„Fräulein Hilbrand, habe ich Sie wirklich mit dem Scherz so schwer verletzt, daß Sie nicht mehr für mein Feuilleton schreiben wollen? Ja, daß Sie sich sogar weigern, das Honorar für Ihre Novelle anzunehmen? Das thut mir furchtbar leid; ich habe nicht im mindesten daran gedacht, daß Sie dies so übel auffassen könnten!“
Diesmal hatte der Doctor den richtigen Ton angeschlagen; denn wenn man ernste Frauen gewinnen will, so muß man ihnen Respekt zeigen, und des „Fräulein Hilbrand“ Klang enthielt nach Respekt! Daß er ruhig war, erwiderte Helene vollends; sie hielt nur mit Mühe noch die Jagung aufrecht.
„Sie haben mich beleidigt!“ sagte sie dann unsicheren Tons. „Sie haben mich wie ein unmündiges Kind behandelt, nachdem Sie ja vorher lustig über mich gemacht und mich abconterfeilt haben, mich, eine Weibsbild, was das ritterlich!“ Abermals tentte er schuldbehaftet sein Haupt.
„Fräulein Hilbrand, lassen Sie uns dies auf direktem Wege ausprechen, dieser schwache Steg ist unsicher! Gehen Sie bitte voran!“
Da wandte Helene gekörnt um und ging voran, den Weg zurück, den sie gekommen war, unter grüne Büsche und Linden. Das schelmische Jucken um des Doctors Mundwinkel war ihr in der Erregung gänzlich entgangen. Als sie den Steg hinter sich hatten, trat Doctor Schelm dicht an ihre Seite.
„Hören Sie mir noch?“ Helene wandte das Köpfchen. „Ich habe mich krank um Sie gekümmert, Helene!“ Da fielen zwei heiße Tropfen von ihren Wimpern auf die Erde, und der Doctor zog stürmisch ihre schlanken weißen Hände an seine Lippen. Als sie sich dann an ihn schmiegte und das Haupt an seiner Brust barg, da beugte der Schelm sich zu ihr nieder, und zum Beweis dafür, daß nicht unsere Frauen, sondern die Männer immer das letzte Wort haben müssen) flüsterte er:
„Siehst Du nun ein, daß sie sich kriegen müssen?“

Die Briefftasche.

Von G. N. Kranz.
Am die Zeit des Vaternanzündens schritt eine hübsche, ein wenig auffallend gekleidete Dame durch die Friedrighstraße. Wer ihr begegnete, sah sie an und bewunderte den großen Hut mit den lebhaften Farbencontrasten der Garnitur, das sehr weiche, sehr blonde Haar, die Pfirsichblüthenfarbheit ihres Teints und nicht zum mindesten die raffinierte Eleganz ihrer Toilette, deren unsichtbarer Luxus sich dem Ohre durch jenes knirschende, raschelnde Frau-Frau verräth, das zur schneidigen Modedame ebenso gehört wie das Säbelstücken zum schneidigen Lieutenant.
Wer ihr begegnete, sah sie an. Einer machte sogar Neht und ging ihr nach. Dieser war ein hübscher Junge, auch sehr fein gekleidet, trug einen goldenen Kneifer auf der Nase und zwirbelte mit der gepflegten, etwas weiblichen Hand fleißig sein schwarzes Schnurrärtchen.
An der Ecke der Jägerstraße stauten sich die Pfastertreter, weil eine ganze Reihe langsam fahrender Droschken den Uebergang über die Kreuzung sperre. Der Herr mit dem goldenen Kneifer wollte sich eben die Gelegenheit zunutze machen und sich seiner schönen Unbekannten nähern, als er plötzlich einen ziemlich unsanften Stoß vor die Brust erhielt.
Er prallte zurück und sah den Alten-täter, einen zweifelhaft kostümirten Herrn, der sich von der Jägerstraße her durch den Menschenhaufen drängte und dabei so trüftige Püffe ausstießte,

wüthend an.
Der Reducirte erwiderte den Blick mit einem spöttischen Blinzeln.
„Vimmel!“ sagte der Elegante.
„Sehr angenehm. Ich heiße Lehmann,“ erwiderte der Reducirte mit einer höflichen Verbeugung.
Der Elegante sah sich nach einem Schwamm um, sah aber keinen. Dagegen bemerkte er, daß der Uebergang frei geworden war und der bunte Hut schon ziemlich weit vorne dahinschwebte. Er ließ also die gräßliche Beleidigung ungerochen und nahm die Fährte seines Wildes wieder auf.
Der schlecht gekleidete setzte seinen Weg ebenfalls fort, der ihn hinter der Leipzigerstraße in eine der stilleren Seitengassen biegen ließ. Dort trat er in eine Droschke, ließ sich eine Weibe bringen und zog dann ein braunledernes Brieftäschchen hervor, das er zu unteruchen anfang.
Im ersten Fach stecken Visitenkarten. Er zog eine heraus und sah sie an.
„Dr. Heiz Kollhaus, Schriftsteller,“ las er mit hochgezogenen Brauen. „Niet mal an, ein Tintenfaß! Da wird wohl nicht viele los sind. Am Ende ja nicht, um id bin um meine ehrliche Arbeit betrogen!“
Es war aber doch etwas drin. Im nächsten Fach staken drei Fünfmartstücke, bei deren Anblick sich die büßere Miene des Forschers ein wenig aufhellte. Im dritten Fach stecken Papiere. Das erste, das der Mann entfaltete, war eine Schneiderrechnung über hundertfünfzig Mark. Die war wohl salbirt gewesen, aber nicht begahlt worden, denn der untere Rand war sorgsam abgerissen.
Dann kam ein kleines Billet zum Vorchein, von einer zierlichen Mädchenhand beschrieben, und ein rofarbiges Briefchen, das stark nach Kölner Wasser roch und eine wesentlich größere Schrift zeigte.
„Nanu,“ lächelte der Mann fasttäusch, „der hat wohl gleich zwei Bräute. Lesen wir mal.“
Das zierliche Kärtchen begann: „Geliebter Heinz!“ und handelte dann in überhöflichen Worten von herrlichen Bergen, die der Schreiberin ein rechter Herzgenosse waren. Sie hatte sie auswendig gelernt und sagte sie immer wieder leise vor sich hin, und dann war ihr, als sei geliebter Heinz ihr nahe. Ferner enthielt das Kärtchen die Nachricht, daß die unterzeichnete Hete sich entschieden habe, die Adresse für die postlagernden Briefe zu ändern. Heinz möge von nun an adressiren: „Hedda Gabler, Berlin W. 30.“
In dem größeren Briefe wurde dem nämlichen Heinz von „seiner Martha“ ein Rendezvous in Kaufmanns Varietee gegeben.
Der Leser schüttelte mißbilligend das struppige Haupt.
„Wie id bei finde! — Da schreibt der Quasifreige der Eenen Zedichte, um mit die Andere geht er in's Tingeltangel. Ne richtige, ausgetragene Liebertrachtigkeit, das! Und wie voll verliebt der arme Wurm dem Blaubart schreibt. So'n Kujon...“
Warte man, Jungelen... Herr Obersteller, Papier und Schreibzeug und 'n großes Briefcouververt.“
Er schrieb den Brief mit einer für einen Mann seines Berufs beträchtlichen Gewandtheit, doch die braune Lederfalte, nachdem er das Geld herausgenommen, den übrigen Inhalt aber säuberlich wieder in die Fächer vertheilt hatte, in den Umschlag und adressirte das Ganze an Hedda Gabler, Berlin W. 30.
„So! Ein gutes Wort und 'n Spas dazu, mehr kann man für zehn Fen-nie nicht haben wollen. Herr Ober, eine Froschenmarke und zahlen.“
Bierzweizwanzig Stunden später.
In einem vornehm und zugleich behaglich eingerichteten Zimmer sitzen Mutter und Tochter einander gegenüber und lesen. Plötzlich macht Mama ihr Buch zu.
„Hete, ich habe mit Dir zu reden.“
Das hübsche Mädchen legt mit zögerndem Gehorsam ihr Buch weg, um den vollen roten Mund liegt ein tröglicher Zug. Sie weiß beiläufig schon, was jetzt kommen wird.
„Ja, Mama?“
„Liebe Hete, heute kommt der Aes-for zum Abendrot. Papa hat es das letzte Mal sehr übel vernimmt, daß Du gegen den armen jungen Mann so unfreundlich warst. Also nimm Dich zusammen. Was hast Du eigentlich gegen ihn?“
„Ach Mama, er... er ist so unbedeutend!“
Das schöne, nur etwas zu wohlge-nährte Gesicht der Mutter verfinstert sich.
„Jetzt auf einmal? Früher hast Du ihn doch sehr gut leiden mögen!“
„Ja, früher! — Da war ich noch nicht...“
„Da hatte Dir Herr Dr. Kollhaus den Kopf noch nicht verdreht mit seinen

genialen Mäuren,“ sagte die Mutter scharf. „Es sollte mir leid thun, wenn Du ein sicher begründetes Lebensglück verachtet und einem wackeren jungen Mann weh thätet um einer solchen Thorheit willen. Der bedeutende „Doctor“ ist ein Pfaffenfeld, nichts weiter. Dazu ein Mensch von loederm Lebenswandel, ein Mitgift-jäger...“
Dem hübschen Mädchen stiegen die Thränen in die Augen. Sie stand hastig auf.
„Mama... ich finde es gar nicht schön, daß Du so nach dem Gerede der Leute gehst und einen Abwesenden beschimpfst, der sich nicht verteidigen kann.“
„Draußen war sie.“
Sie war eben in ihr Zimmer geschlüpft und wollte hinter sich zurie-geln, um sich in der Einsamkeit recht nach Herzenslust auszuweinen, als es draußen leise klopfte.
„Gnädiges Fräulein...“
Hete riß schnell die Thüre wieder auf.
„Hast Du den Brief, Guste?“
„Hier sind sie. Es sind zwei.“
Betroffen sah das junge Mädchen das umfangreiche Couververt mit der fremden Handschrift an. Sie vergaß darüber sogar, das kleine Briefchen zu öffnen, das die wohlbekannteren hülfen Rüge „seiner“ Handschrift aufwies.
Was sollte sie mit dem Altenstück? Zurückschicken? Aber es war ja doch an ihre Decadrette gerichtet! Da stand ja ganz deutlich: Hedda Gabler, W. 30. Sollte noch Jemand anderes...? Aber das wäre ja schrecklich! Da konnte ja eben so gut ein Brief von Heinz in die Hände dieser anderen fallen!
Sie wollte das Ungethüm von Brief doch öffnen, schon um der Beruhigung willen.
Mit zitternden Fingern riß sie den Umschlag auf. Eine Brieftasche, und darin gewickelt ein Schreiben.
Neugierig las sie:
„Liebes Fräulein Hete!“
Es war also doch an sie! Aber von wem?
„Entschuldigen Sie einem wohlmei-nenden Unbekannten, wenn er Ihnen sagt, daß Sie nicht klug sind. Warum sagt die beleidigende Brieftasche. Ueber den rechtlichen Besitz dieser Tasche muß ich mich ausweisen. Ich ging nämlich heute durch die Friedrighstraße. Da lief hinter einem ausgedorneten Frauenzimmer ein junger Herr daher, den ich Ihnen nicht zu beschreiben brauche. Sie kennen ihn jedenfalls besser als ich. Der rannte mir an, daß ich beinahe lang auf den Dammbahn schlug und von der Erschütterung des Anpralls fiel ihm die Brieftasche heraus und mir in die Hände.“
Er stellte sich mir vor, daß ich schon glaubte, er wolle mir auf Pfählen fordern wegen der Karabombage. Aber dann sah er, daß das Fräulein weiter ging und lief ihr nach. Und weil ich merkte, daß er solche Güte hatte, wollte ich ihm wegen der Brieftasche nicht erst auffallen.“
Aber das muß ich sagen, schön ist es angeordnet in dieser Welt. Wenn unter einer einem die Badde klaut, Par-don, wollte sagen, die Gelbbörse zieht, so ist es ein Verbrechen. Wenn aber so ein Bengel einem armen Mädchen die Tasche raubt aus purem Uebermuth, da giebt es keinen Richter.
Nun, in diesem Falle wird das betrogene Mädchen der beste Richter sein und Ede hat gegen seine Gewandtheit den sechs-Groschen-Jungen gemacht, damit die Tugend siegt. Lesen Sie die Briefe und werden Sie klug.
Ihr wohlgeniegt Ede.“
Drei Tage später las man zwei Zusatze in den Zeitungen. Eins lautete:
Hete Hartwig
Herr Friedrich Schlagweit
Verlobte.
Das zweite aber hatte folgenden Inhalt:
„Ede!“
„Vielen, vielen Dank! Beheben Sie am Postamt Berlin N. 5 einen Brief unter demselben Namen, unter dem Sie die Brieftasche an das Amt W. 30 sandten. Der Brief enthält einen Hundertmarkschein als Aus-druck der Dankbarkeit der klug gewordenen Hete.“
— Aus dem Geheimen l.
Gatte (nach einer stürmischen häuslichen Scene): „Na, heut' ist man wieder mal besonders heftig verheiratet!“
— S i c h e r e r B e w e i s .
„Woraus schließt Du, daß Dich Dein Bräutigam sehr liebt?“
„Er hat mir seine Liebe erklärt, nachdem er Mama gesehen.“
— H e u c h e l e i .
Water: „... Also Du arbeitest jetzt tüchtig für's Gramen... und die Vergnügungen?“
„Stu-biosus,“ Ja, giebt's denn sonst noch Vergnügungen?“